

## Die Grenze im Kopf



20 Jahre!!! nach der Wende ist mit die „Grenze im Kopf“ die erste wissenschaftliche Publikation erschienen, der man den ernsthaften Versuch bescheinigen kann, sich ebenso differenziert wie komplex mit dem Thema Journalismus in der DDR auseinanderzusetzen. Die Autoren dieses Buches haben ihre wissenschaftliche Heimat am Institut für Kommunikationswissenschaft und Medienforschung der Ludwig-Maximilians-Universität (LMU) München. Michael Meyen ist dort Professor, seine Ko-Autorin, Anke Fiedler, Stipendiatin. Warum wir schon in den ersten Zeilen dieser Rezension dieser Arbeit Qualität, Ernsthaftigkeit und vor allem auch Objektivität bescheinigen können, hat wohl auch etwas mit der Vita von Michael Meyen zu tun. Von 1988 bis 1992 studierte er Journalistik an der gleichnamigen Sektion der Universität Leipzig, lernte dort in den ersten beiden Studienjahren die Essentials zum Thema an der einzigen „Kaderschmiede“ für das komplette DDR-Mediensystem kennen.

Nach dem Studium machte Meyen praktischen Journalismus, unter anderem als Nachrichtenredakteur in der Tagespresse, beim Hörfunk und beim Teletext.

1995 folgten die Promotion in Leipzig und 2001 die Habilitation. Zum Sommersemester 2002 wurde er zum Professor für Allgemeine und Systematische Kommunikationswissenschaft an der LMU München berufen.

Warum diese Vita für die Qualität der Forschungsarbeit so wichtig ist? Meyen hat erstens authentische Kenntnisse zum Thema,

aber er ist – wem fällt da nicht das inzwischen geflügelte Kohl-Wort von „der Gnade der späten Geburt“ ein – der Kollaboration mit dem „System“ unverdächtig. Zweitens verfügt er über die in praktischer Arbeit erworbene Kompetenz, Journalismus in zwei völlig verschiedenen Gesellschaftssystemen vergleichen zu können. Drittens hat er sich zeitnah für eine wissenschaftliche Laufbahn entschieden und damit für eine Plattform, die ihm die theoretische Aufarbeitung von fremdem wie eigenem empirischen Materials ermöglicht.

Dass diese Rahmenbedingungen die Qualität geisteswissenschaftlicher Forschung zur DDR nachhaltig beeinflussen können, ist in der umfangreichen Einleitung zu „Grenze im Kopf“ nachzulesen: Die Autoren berichten hier über ihre Schwierigkeiten, eine im wissenschaftlichen Sinne repräsentative Auswahl von DDR-Journalisten für ihre strukturierten soziologischen Interviews zu gewinnen. Dass sich Journalisten der Zentralorgane von FDJ und CDU, „Junge Welt“ und „Neue Zeit“, mit der Begründung verweigerten, sie möchten nicht in einem Atemzug mit SED-Kollegen erscheinen, muss jeder intime Kenner des DDR-Mediensystems als grotesk bezeichnen. An der Leipziger Kaderschmiede wurde jeder dort Studierende als künftiger „Parteijournalist“ bezeichnet, egal ob er vom SED-Zentralorgan „Neues Deutschland“ oder den Publikationen der Blockparteien zum Studium delegiert wurde.....

Ebenso bemerkenswert ist die Totalverweigerung der jüngeren, um 1960 geborenen DDR-Journalistengeneration. Die Autoren nennen stellvertretend die Namen Maybrit Illner oder Alexander Osang. Letzterer war zum Interview bereit, hat aber „die Interviewfassung einen Tag nach der Autorisierung zurückgezogen, und dies mit der Angst um seinen Job begründet. Familie und Freunde hätten ihm abgeraten, sich jetzt zu exponieren und damit alles zu riskieren, was er sich in den letzten 20 Jahren aufgebaut habe. Man habe schließlich oft genug erlebt, wie Kollegen selbst bei Lappalien angezählt und manchmal auch entlassen worden seien – wenn ihr „Fall“ denn in der Öffentlichkeit verhandelt wurde“ (S.20f).

Dass angesichts eines solchen gesellschaftlichen Klimas – nochmals: wir schreiben das Jahr 21 der deutschen Einheit – „Die Grenze im Kopf“ der erste wissenschaftlich seriöse Versuch einer umfassenden Befassung mit dem DDR-Journalismus ist, mag nicht verwundern. Es gibt aber noch mindestens einen zweiten zentralen Grund. Neben den Brauereien waren die SED-Betriebszeitungen die ersten, für die die Treu-

hand nach der Wende das Häkchen unter das Thema Privatisierung machen konnte. Die Käufer hatten die richtigen Riecher: Biertrinker und treue Zeitungsleser garantierten Monopolrenditen.

Dass aber bei den in jeder Hinsicht gewandelten und erst recht „gewendeten“ Parteizeitungen die alten Parteijournalisten auch die neuen Kolumnen schrieben – einfach, weil sie die lokale und regionale Szenerie und mithin auch ihre Leser am besten kannten – das wollten die neuen Verleger extern besser nicht kommunizieren.

Die Autoren verweisen in der Einleitung unter Bezug auf Boyer darauf, „dass drei Jahre nach der Wende nur etwa die Hälfte der früheren DDR-Parteijournalisten noch einen Vollzeitjob im Beruf hatten“ (S.3). Dieses „nur“ ist ganz sicher eine falsche Bewertung. Ohne den letzten empirischen Beleg dafür präsentieren zu können, formuliert der Rezensent die Hypothese, dass dies im Vergleich mit anderen besonders Partei- und staatsnahen Bereichen eine außerordentliche große Quote ist. Dieser Vergleich, etwa mit dem Partei- und Staatsapparat ist zulässig. Das Mediensystem war in der realsozialistischen „Diktatur des Proletariats“ ja eben nicht vierte Gewalt, sondern integraler Bestandteil des Machtapparates.

Die überproportionale Quote von Journalisten, die in den Nachfolgemedien weiter machen durften, hat einen einfachen Grund: wenn die Dienste gebracht wurden, weil ökonomische Effekte winkten, wurde auf die übliche, in vielen Fällen absolut unberechtigte Täter-Stigmatisierung gern verzichtet!

Das Einbrennen von Kainsmalen wird in „Die Grenze im Kopf“ durch Differenziertheit und Objektivität ersetzt. Die Antworten der 31 Journalisten vermitteln ein faktenreiches Bild vom Alltag des DDR-Journalismus, charakterisieren Motivationen und analysieren die Ursachen für die allgegenwärtige Mischung aus Überzeugung und allgegenwärtigem Opportunismus. Diese Zeitzeugnisse ermöglichen auch den Vergleich von Journalismus in den beiden sehr unterschiedlichen Gesellschaftssystemen. Wenn der Buchtitel eine Assoziation mit dem Mechanismus von der „Schere im Kopf“ herstellen und damit klarstellen will, dass dies kein ausschließliches Phänomen von Parteijournalismus ist, dann trifft dieser Befund ins Schwarze!

Er ist zugleich eine subtile Polemik zu den bisherigen Protagonisten von DDR-Journalismusforschung, deren Ergebnisse von den Autoren zu Recht wie folgt evaluiert werden:

„Die wissenschaftliche Literatur spricht entweder die Sprache des kalten Krieges und der Stasisjäger oder sie stützt sich auf eine wacklige Quellenbasis.“ Erwähnt wird die Dissertation von Angelika Holtermann aus dem Jahr 1999, die mit Hilfe von sieben (!!!) Fällen eine Typologie der DDR-Journalisten konstruiert habe. Das veranlasst den Rezensenten zu einem tiefen Seufzer: „Warum befassen wir uns eigentlich seit Wochen nur mit großer Mächtigkeit damit, dass man Zitate in Doktorarbeiten doch besser kennzeichnen sollte?“ Dabei hätte die weitgehende Abwesenheit elementarer wissenschaftlicher Methoden – im konkreten Fall geht es beispielsweise um eine Erkenntnis aus meiner ersten Statistikvorlesung, wann eine Probe repräsentativ ist – gerade in geisteswissenschaftlichen Arbeiten doch unsere Aufmerksamkeit ebenso verdient.

Dass „Die Grenze im Kopf“ in jeder Beziehung zur Lektüre empfohlen werden kann, liegt gerade daran, dass die Autoren ihre empirischen Befunde auch methodisch mit höchstem Anspruch zusammengetragen haben. Ihr Hinweis auf gleichwohl nicht auszumerzende, objektiv determinierte Unzulänglichkeiten, ist wissenschaftlich ehrenvoll. Er schränkt aber keinesfalls ein, dass die 31 eigenen Interviews und die Auswertung fremder Quellen – insgesamt besteht die Basis damit aus 121 Personen – zu einer Kollektivbiographie des DDR-Journalismus geführt haben, die die Wertung „repräsentativ“ auch nach strengen wissenschaftlichen Maßstäben verdient.

**Fazit**

*Wie selten in wissenschaftlicher Literatur erlebt, bilden im vorliegenden Band Einleitung, Interviews und Fazit eine Einheit. Keines der Teile sollte ohne die jeweils anderen gelesen werden. Die Interpretationen sind wohlthuend zurückhaltend. Dort, wo ein finales Fazit nicht möglich ist, verweisen die Autoren zu Recht auf das Erfordernis weiterführender Forschungen.*

*„Die Grenze im Kopf“ macht auch Hoffnung: Vielleicht ist jetzt, 21 Jahre nach dem Vollzug der deutschen Einheit, die Zeit so weit gereift, die DDR-Geschichte so aufzuarbeiten, wie sie es wissenschaftlich wie politisch verdient hat: grundsätzlich kritisch, aber differenziert in Darstellung und Wertung. Das, was Michael Meyen und Anke Fiedler zu Papier gebracht haben, muss für alle weiteren Versuche als Maßstab dienen. Diese Latte ist sehr hoch. Dass man sie überspringen kann, haben die beiden Autoren aus München bewiesen.*

Rezensent: Michael Schäfer



Panama Verlag, Berlin  
Michael Meyen und Anke Fiedler: *Die Grenze im Kopf*  
2. Auflage 2011

ISBN 978-3-938714-16-4  
[www.panama-verlag.de](http://www.panama-verlag.de)

**Kurzkritiken:**

**Wie im Westen, nur anders**



- Vieles von dem, was Sie in meiner ausführlichen Rezension zu „Die Grenze im Kopf“ gerade gelesen haben, muss ich bei der Vorstellung von „Wie im Westen, nur anders“ nicht wiederholen. Deshalb meine Eindrücke im Stenogramm:
- Was ich bei der Annotation vermutet hatte, hat die Lektüre bestätigt: wer an einer differenzierten Darstellung über das DDR-Medienystem interessiert ist, der sollte, ja er muss beide Bände lesen. Und eigentlich sollte er, anders als ich, mit dem von Stefan Zahlmann herausgegebenen Sammelband beginnen. Denn die hier vorgenommene ausführliche Analyse des publizistischen Systems einschließlich angrenzender Bereiche wie der Filmproduktion ist gerade für den Leser, der die DDR „begnadet“ durch späte oder westelbische Geburt nicht erlebt hat, auch ein Schlüssel dafür, die Zeitzeugen und Akteure, die Michael Meyen und Anke

Fiedler in „Die Grenze im Kopf“ zu Wort kommen lassen, richtig zu verstehen.

- Für dieses Verständnis ist auch die vom Herausgeber, Stefan Zahlmann, verfasste Einleitung unerlässlich. Man kann ihm nur uneingeschränkt zustimmen. Die differenzierte Betrachtung des DDR-Medienystems und vor allem seiner Funktionalitäten ist viel mehr als die Analyse eines nur singulären Sachverhaltes. Es ist die ebenso komplexe wie differenzierte Besichtigung eines Staatswesens.
- Die Differenziertheit der Analyse ist zum einem wissenschaftliche Methode. Sie ist zum anderen auch das Ergebnis eines mutigen und vor allem gelungenen Versuches: Zahlmann lässt den Gegenstand von Autoren aus West und Ost bearbeiten, die ihre wissenschaftliche Analyse durch persönliche Erfahrungen und Reflexionen ergänzen. Das bringt Authentizität, aber es verwässert nicht die Analyse. Zeitgeschichtliche Bestandsaufnahmen sind ohne die Betrachtung der Akteure per se wertlos; für den Journalismus wie er in der DDR praktiziert wurde, ist die Interaktion von Machern – Teil des Herrschaftssystems zum einen, dirigiert und diszipliniert zum anderen – mit ihren Rezipienten, und umgekehrt, sogar ausgesprochen spannend.
- Befassung mit der DDR-Geschichte, vorgenommen gerade von jenen, die nicht dabei waren, gerät oft im Sinne, „was man hätte anders und vor allem dagegen tun können“, belehrend. Das ist nicht nur unangenehm, sondern auch unangemessen. Von einer solchen „Methode“ unterscheidet sich der von Zahlmann herausgegebene Band wohlthuend. Er polemisiert zu Recht gegen billige, und vorauseilende Entschuldigungen und Verteidigungsfloskeln. Vor allem macht er deutlich, dass selbst im streng regulierten journalistischen und kulturellen Alltag der DDR Platz war für Menschen, die innerhalb der engen Grenzen einer Meinungsdictatur zwar im System etabliert blieben, dabei aber Anstand bewahrten und sogar Leistungen erbrachten, die weit über das Ende der DDR hinaus Bestand haben.

**Fazit:**

*Dank dem Panama-Verlag für einen weiteren gelungenen Versuch, die DDR-Realitäten endlich wissenschaftlich so aufzuarbeiten wie sie es verdienen: differenziert und objektiv. Das ist der einzig mögliche Weg zu einem intellektuell wie moralisch einigen Vaterland, und das ist auch*